

Frauenstimme

Nr. 17 + 44. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

18. August 1927

Hausfrau und Wirtschaft.

Wir leben heute im Zeitalter der Rationalisierung. In Betrieb und Bureau versucht man, mit dem geringsten Arbeitsaufwand die größten Leistungen zu erzielen. Durch die Psychotechnik, durch Zeit- und Bewegungsstudien und nicht zuletzt durch die Auswertung der vom Deutschen Normenausschuß geleisteten Arbeit will man unter Ausschaltung aller Zeitverluste einen möglichst hohen Nutzeffekt erzielen. Nur ein Betrieb, der zahlenmäßig die höchste Ziffer aufzuweisen hat, der Haushaltsbetrieb nämlich, ist von diesen Bestrebungen fast unberührt geblieben. Nahezu alle Verbesserungen, die in den letzten Jahren darin Eingang fanden, sind nicht auf die Initiative der Betriebsleiter, der Hausfrauen, sondern von Betriebsfremden, Ingenieuren und Technikern, erdacht worden. Die weitaus größte Anzahl der deutschen Hausfrauen weiß ja nicht einmal, daß sie Leiter eines Betriebes sind, sie denken nicht daran, daß durch ihre Hände der größte Teil des deutschen Volkseinkommens rinnt, ja, mehr noch, daß von ihrem Wirken die Volksgesundheit und damit unsere Zukunft im höchsten Maße abhängig ist. Während sonst Betriebsleiter ihre fachliche Ausbildung nachweisen und im Betrieb sich bewähren müssen, glauben viele Frauen, daß sie eine solche Ausbildung nicht nötig hätten. Zielloos verbringen sie ihre Zeit, deren Wert ihnen nur zu oft gar nicht bekannt ist, und ständig klagen sie darüber, daß sie „niemals fertig“ werden. Ueberdächten sie ihre Arbeit so, wie der Ingenieur es tut, so gewöhnen sie an jedem Tage einige Stunden der Muße, die anderen Dingen als ihrem Haushalt gewidmet sein könnten. Die Hausfrau, die nur ihren Betrieb zu besorgen hat, wird nicht behaupten können, daß sie eine größere Verantwortung trüge und mehr Arbeit zu leisten hätte, als der Leiter eines modernen Industriebetriebes. Der Leiter eines solchen Betriebes vollendet an jedem Tag seine Arbeit, aber er wäre totnunglücklich, wenn sein Betrieb mit der Arbeit „fertig“ wäre, denn dann könnte er ihn schließen und die Arbeiter entlassen, und er selbst wäre überflüssig.

Die Hausfrau könnte dem Staat, dem ganzen Volke unschätzbare Dienste erweisen, wenn sie ihre Arbeit planmäßig, bewußt, mit dem Blick auf das Volksganze vollbrächte. Hier häufen sich kleinste Verluste im Einzelhaushalt zu ungeheuren Summen im Gesamthaushalt des deutschen Volkes. Rund 15 Millionen Haushaltungen gibt es in Deutschland. Wenn in jedem Haushalt täglich nur fünf Pfennig unnützlich vertan werden, so ergibt das an jedem Tag einen Verlust von 750 000 Mark oder fast 275 Millionen Mark im Jahr. Tatsächlich ist diese Summe viel größer. Zwanzig Pfennig unnützlich Ausgabe pro Tag bedeuten eine Verschwendung von mehr als einer Milliarde im Jahr. Noch dem Dawes-Gutachten muß Deutschland jährlich zwei Milliarden Mark zur Bestreitung seiner Kriegsschuld aufbringen. Diese Summe kann für den Gesamthaushalt erträglicher werden, wenn wir uns unserer materiellen Armut bewußt sind, und uns bemühen, auf entbehrliche ausländische Erzeugnisse zu verzichten. Wir können unsere Lage nur verbessern, wenn wir einen erheblichen Ausführüberschuß erzielen. Dazu kann die deutsche Hausfrau an ihrem Teile erheblich beitragen. Die wirtschaftliche Bedeutung des Haushaltes als Betrieb geht aus diesen Zahlen klar hervor. Es müßte daher eigentlich ganz selbstverständlich sein, daß jede Hausfrau bestrebt wäre, sich als Betriebsleiterin im besten Sinne auszubilden und ihren Betrieb technisch auf-

männlich zu betreiben. Das setzt natürlich voraus, daß sie an ihrer Bildung nach dieser Richtung hin arbeitet und ihr Denken geradezu ingenieurmäßig schult. Sie muß volkswirtschaftliche Zusammenhänge kennenlernen und ihren Betrieb im Rahmen der Gesamtheit sehen.

Aber nicht nur in die Weite müßte der Blick gerichtet sein, auch die Erledigung der täglichen Arbeiten sollte gut durchdacht sein. Jede Arbeit bedarf einer Vorbereitung, die zweckvoll auf das Endziel hinarbeitet. Dadurch wird nichts Wesentliches vergessen, und es werden erhebliche Wege gespart. Die Zahl der in einem Haushalt auf den Tisch kommenden Gerichte ist im allgemeinen beschränkt. Auch das Herrichten einer Mahlzeit ist eine Arbeit, die vom betriebstechnischen Standpunkt zu betrachten ist. Material-, Geld- und Zeiterverschwendung wird vermieden, wenn für jedes Gericht eine Karte angelegt wird, auf der die für die Familie benötigten Rohstoffmengen und deren Kosten, sowie die zur Herstellung benötigte Zeit angegeben ist. Wenn man sich nach solchen Karten einen Wochenspeisezetteln zusammenstellt, so kann man von vornherein diesen Teil der Wochenarbeit übersehen und unnützen Arbeitsaufwand ersparen.

Viele Frauen glauben, besonders tüchtig zu sein, wenn sie es vermeiden, ihre Arbeit in sitzender Stellung auszuführen. Welchen Wert jedoch das Sitzen bei der Arbeit hat, zeigen folgende Zahlen des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie. Beim Sitzen ist der Energieverbrauch um 4 Proz. höher als beim Liegen, beim Stehen um 12 Proz., beim Bücken aber um 55 Proz. Viele Arbeiten, wie Geschirrspülen, Bügeln, Gemüsepfeifen und noch andere, die sehr häufig vorkommen, lassen sich so unter großer Kraftersparnis ausführen. Gerade im Hinblick auf gewisse Frauenkrankheiten ist die sitzende Ausführung der Arbeiten von größtem Nutzen. Die moderne Amerikanerin, die sich durchaus als Betriebsleiterin fühlt, wendet solche wissenschaftliche Erkenntnisse seit langem bewußt an. In modernen Fabriken ist es auch nicht üblich, daß ein Werkstück Irrwege durch die Fabrik macht, um zu den einzelnen Bearbeitungsmaschinen zu gelangen. Der zur Bearbeitung kommende Teil wird vielmehr auf dem kürzesten Wege den einzelnen Arbeitsstellen zugeführt. Man hat berechnet, daß eine Frau in einer mittelgroßen Küche innerhalb von dreißig Jahren durch das Laufen sinnloser Wege (infolge mangelhafter Arbeitsvorbereitung und schlechter Möbelstellung innerhalb der Küche) eine Strecke zurücklegt, die dem Weg vom Nordkap bis in die Mitte der Sahara gleichkommt! Das Ideal wäre natürlich der mit den modernsten maschinellen Einrichtungen arbeitende Haushalt, in dem alle zur Verfügung stehenden Mittel zweckmäßig ausgenutzt werden. Aber auch dort, wo Geldmangel den Verzicht auf solche Hilfsmittel erzwingt, kann die zielbewußte, intelligente Frau sich manche Erleichterung verschaffen und dadurch wesentlich zu ihrer eigenen und damit zur Volksgesundheit beitragen. Die Arbeit der Hausfrau wird nur zu oft, insbesondere von Männern, sehr unterschätzt. Dieses Urteil ist falsch. Die geschulte Hausfrau kann mit Recht darauf hinweisen, daß sie bei zweckmäßiger Ausführung ihrer Arbeiten geistig und körperlich größere Leistungen vollbringt als mancher ihrer Kritiker, ganz abgesehen davon, daß sie nicht als Angestellte, sondern als Herrin im eigenen Betrieb unter eigener Verantwortung wirkt. Aber gerade aus diesem Verantwortungsgesühl heraus sollte jede Frau nicht instinkt- und gefühlsmäßig in ihrem Haushalt wirtschaften, sondern plan-

mäßig und zielbewußt über Einkäufe, Verbrauch, Vermögen und Gesundheit ihrer Familie wachen und damit der Gesamtheit von 60 Millionen Deutschen dienen. Erst dann hat sie das Recht, sich als wahre Staatsbürgerin zu betrachten, die einen wesentlichen Anteil an der Ausgestaltung der deutschen Zukunft beanspruchen darf.

Dr. Elise Loewede-Möbus.

Vorstadtkinder - ein ewiger Kreislauf.

Witwe Bürger und ihre Kinder.

Klärchen war ganz ohne Zweifel das besterzogene Mädchen im ganzen Haus. Immer fröhlich, immer bescheiden, und immer höflich, so höflich gegen alle aus dem Vorderhaus. Dazu hatte sie ihre Mutter erzogen, denn es ist sehr vorteilhaft, sich mit den „Herrschaften“ gut zu stehen, es fällt ja immer was ab.

Frau Bürger war die Witwe eines besseren Angestellten, schmalbrüstig, mit ewig entzündeten Augen; ihr Benehmen war eine einzige Bitte um Entschuldigung für ihr Vorhandensein. Wovon sie und ihre beiden Kinder lebten — wir konnten es nie enträtseln. Denn außer der Klara war ja auch noch ein Sohn da, Emil, der aber nie mit uns spielte. Emil saß nur immer hinter dem Küchenfenster und las oder klebte bunte Bilder in ein Album ein, denn Emil war seit Jahren lungenkrank, und nur an seinen gesündesten Tagen ging er mit der Mutter mal nach dem nahen Park. Ein hochbegabter Junge, der trotz seiner schwächlichen Gesundheit nicht nur das Ziel der Volksschule erreichte, sondern auch mit Hilfe eines Lehrers Englisch und Französisch gelernt hatte. Aber nach der Schulentlassung mußte Emil auch verdienen, und so wurde er Adressenschreiber — Adressenschreiber in Heimarbeit. Den ganzen Tag lang sahen wir ihn mit zusammengebrückter Brust hinter dem Fenster sitzen, und Klärchen trug alle Tage große Stöße von fertigen Kuperts in das Adressenbureau. Nach einem Jahr aber war auch das zu Ende. Emil saß nur noch im kissengepolsterten Lehnstuhl am Fenster und hielt die dünnen, durchsichtigen Hände in den Sonnenstreifen, der täglich von 10 bis 12 Uhr durch die Küche wanderte. Und eines Tages hieß es: Emil ist tot. — Mitleid erzählte Klärchen: „Er ist ganz schön gestorben, sagt Mutter; gestern hat er sich noch besonders wohl gefühlt und hat gesagt, wenn das so weitergeht, steht er in vierzehn Tagen auf und holt sich Adressen und will mal fragen, ob sie keinen Korrespondenten brauchen, denn nun will er für Mütter sorgen, weil sie jetzt auch so viel hustet. Und der Missionsverein soll sich einpöckeln lassen, denn nun wird er auch ohne Kur gesund!“ — Ja, der Missionsverein! Da hatte vor vier Jahren eine der Helferinnen befürwortet, Emil Bürger ein Jahr lang fortzuschicken. Aber das Unglück wollte es, daß am Sonntag vor der entscheidenden Sitzung die Sonne schien und Emil gerade gesund genug zu einer Promenade im Park war — und die Familie war an diesem Sonntag nicht einmal zur Kirche gegangen und war im Park gesehen worden. Sie hatten an der Milchbude Milch getrunken, und Frau Bürger hatte ein großes Kuchenpalet aufgewickelt; da hatte man doch lieber einen anderen geschickt. Bei diesen Leute schien Hilfe noch nicht so nötig zu sein! — Den Kuchen hatte die gutmütige Bäckersfrau zu der „Landpartie nach dem Friedrichshain“ gestiftet, aber das Erfuhr der Missionsverein nicht, denn diese Spende wurde nicht in seine Listen eingezeichnet, und darum wurde Emil nicht verschickt, als ihn ein sonniger Sommer noch hätte retten können.

Drei Jahre später starb die Mutter — nach weiteren zwei Jahren Klärchen. Sie hatten sich in der engen Wohnung angesteckt; beide starben an Lungenschwindsucht. — Und, wenn ich irgendwo in einem eleganten Geschäft recht seine Weißstickerei sehe, dann denke ich an das arme, schmalbrüstige, hustende Klärchen. Denn das war ihre letzte Arbeit. . .

Meine Freundin Else.

Das waren Mintwizens, der Stolz des Vorderhauses: Denn Herr Mintwiz war richtiger Fabrikbesitzer, und noch dazu lag seine Fabrik in derselben Straße, und jeder wußte, wieviel Arbeiter Herr Mintwiz schon beschäftigte. — Herrn Mintwiz Aufstieg war aber auch wirklich beachtenswert, in wenigen Jahren hatte er es vom Arbeiter zum Fabrikbesitzer gebracht. Zuerst hatte er gemeinsam mit noch vier anderen Arbeitskollegen eine Werkstatt eingerichtet; alle hatten zusammengespart, und alle waren gleichberechtigt. Mintwiz war der kaufmännische Leiter, und wenn er auch zuerst noch mit dem Wertlich gearbeitet hatte, so ging er doch bald nur noch mit dem Stehtragen in die Fabrik; er hatte Fingerspitzengefühl für Konjunkturmöglichkeiten, und er, der als Junge kaum die Volksschule absolviert hatte, weil er als „Kegeljunge“ das Schmalz aufs Brot verdienen mußte, lernte als junger Arbeiter Russisch, und der Ausländerpart wurde das große Geschäft der Firma. Aber sonderbar: Die Firma gedieh, Mintwizens zogen vom Quergebäude ins Vorderhaus, und schließlich sogar im Vorderhaus in die erste Etage, aber von den Arbeitern, die mit Mintwiz zusammen in der bösesten Zeit der ersten Jahre gearbeitet hatten, war keiner mehr in der Firma. Allen hatte Mintwiz ihren Anteil abgekauft, und nun arbeitete er mit einem Kompagnon, der nichts als Geldgeber und Kaufmann war.

Seiner Frau war der Aufstieg von der Arbeiterfrau zur „Madame“ nicht ganz so gut gefallen wie ihm; immer behielt sie eine gewisse Ähnlichkeit mit der Madame Dutille, aber was ihr an

Bildung abging, ersetzte sie durch Selbstbewußtsein. — Das waren Elses Eltern; natürlich hatten Mintwizens nur zwei Kinder, Else und den sechs Jahre jüngeren Walter. Else war dreiviertel Jahr jünger als ich und war mein Trabant, so lange ich denken konnte. Sie war frisch und lustig, aber eigenes Denken war nicht ihre starke Seite, und all die Belatrübel der Kindheit mußte ich immer für uns beide lösen. Da war zum Beispiel die Geschichte mit dem Kindertrüben. Else hatte gerade eine große „Storchkiste“ mitgebracht, weil Walter angekommen war, und sie kam jubelnd, um sie mir zu zeigen. Da hörte Großpapas Wirtschaftlerin, wie ich mit abgründiger Verachtung erklärte: „Klapperstorch? — Aber Else, bist du dämlich! Seit wir die russischen Röhren haben, kann doch da kein Storch mehr durch!“ — Wir hatten nämlich eben neue Schornsteinaufsätze auf unser Haus gekriegt, und die Unlogik der Storchzählung wurde mir Siebenjährigen da mit einem Schlage klar. . . Wir giagen stets gleich gefeiert, und beide besuchten wir höhere Schulen. Aber Mintwizens stiegen immer höher. Sie zogen weg in ein „hochherrschaftliches“ Haus; sie kriegten immer mehr Zimmer, und neben dem Mädchen hatten sie noch ein „Fräulein“. Vängst war unsere Kinderfreundschaft nicht mehr ungetrübt. Else kannte jetzt sehr wohl das Liebergewicht, das eine „Etagenwohnung mit Gartenbenutzung“ verleiht, wenn die Eltern der Freundin in einer Zweizimmerwohnung haufen. Dagegen revoltierte mein Stolz, und so mußte die Freundschaft ein paarmal von Elses diplomatischer Mama gestiftet werden: denn immerhin hatte man noch Rücksicht auf meinen Großpapa zu nehmen, der hatte wohl im Anfang des Unternehmens Mintwizens etwas geholfen. Aber dann gab es eines Tages einen tränenreichen Abschied: Else kam in eine Schweizer Pension, das war damals das Feinste an Töchtererziehung. Zuerst gingen alle Monate Briefe hin und her, dann kamen von der Schweiz Karten, die ich nicht beantwortete, weil nichts eine Antwort erforderte. Dann hatte ich meine Freundin fast vergessen, denn eine Bier nach Wissen und Erkenntnis trieb mich fort von allen Menschen, die mir nichts Neues zu geben hatten. Und dann kam mein sechzehnter Geburtstag; da brachte mir der Briefträger einen Brief von meiner „Freundin“: Sie war schon ein Vierteljahr in Berlin, aber sie hatte mir nicht geschrieben, „denn du wirst es ja verstehen, wenn wir bei den verschiedenen Verhältnissen, in denen unsere Eltern leben, doch nicht mehr verkehren können!“ Aber sie wünschte mir „ferner alles Gute!“ — Ich empfand den Brief als einen Schlag ins Gesicht. Else war mir feilsch nichts mehr, und ich fühlte mich ihr an Bildung weit überlegen; ihre Herkunft war nicht anders, als die meine: Ihre Mutter konnte noch jetzt keinen orthographischen Brief schreiben. Aber Else war jetzt „seiner Leute Kind“, und ihr Vater hatte sich eben eine eigene Villa gekauft. So gab sie mir eine erste praktische Lektion über die alte marxistische Grundwahrheit: „Es ist das gesellschaftliche Sein, das das Bewußtsein bestimmt!“ — Und immer, wenn ich von der wirtschaftlichen „Hinaufentwicklung“ eines Proletariats höre, denke ich an meine Freundin Else. Sie ist jetzt die repräsentable Gattin eines höheren Staatsbeamten und unterhält sicher keine Beziehungen zu marxistisch verseuchten Leuten. . .

Rose Ewald.

Aus der katholischen Frauenbewegung.

Ende Juni tagte in Essen die zehnte Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes, die sich das Thema „Frauenberufe und Frauenberufung“ gestellt hatte. Es ist nicht uninteressant, die Entwicklung des Katholischen Frauenbundes zu verfolgen, der jetzt auch erkennt, daß man die Frauenarbeit nicht mehr als vorübergehende Erscheinung ansehen kann, sondern daß man sie als etwas Dauerndes begreifen und zu ihr Stellung nehmen muß, wenn man nicht die Fühlung mit ständig wachsenden Schichten verlieren will. Freilich, wenn das Organ des Bundes „Die christliche Frau“ meint, daß das Thema bisher noch „nie und nirgends mit einer so bejahenden Kraft“ behandelt worden sei, so übersieht es wohl, daß viele, viele Jahre früher sich die Sozialdemokratie und auch die übrige bürgerliche Frauenbewegung mit der Frage der Frauenberufsarbeit immer wieder eindringlich beschäftigt haben. Damals existierte für den Katholischen Frauenbund das Problem der Frauenberufsarbeit noch nicht. Er stand noch ganz im Bann des Ideentreises, als dessen Exponent der ehemalige Kaiser in seiner bekannten Königsberger Rede im Herbst 1910 erklärte, daß die Aufgabe der Frau „die stille Arbeit im Hause und in der Familie“ sei. Die katholischen Frauen haben sich erst spät zu einer geistigen Umstellung gegenüber der Frauenberufsarbeit entschlossen. Der für uns erstaunliche „Jubel“, mit dem der Vortrag von Helene Weber ausgenommen wurde, erklärt sich dadurch, daß im Katholischen Frauenbund der außerhäuslichen Frauenarbeit, zu der die katholischen Frauen natürlich so gut wie alle andren durch die Verhältnisse gezwungen waren, zum erstenmal gemissermaßen öffentlich die Sanktion der Organisation erteilt wurde.

Der Essener Kongreß fand manche guten Worte. Von den Entschlüssen ist uns nur eine allgemeiner gehalten bekannt, die erklärt, daß eine Wirtschaftsordnung, die in dem Menschen nicht mehr ihren lebendigen Mittelpunkt sehe, mit den Grundfäden einer christlichen Gesellschaftsordnung als nicht vereinbar zu betrachten sei. Rationalisierung und Mechanisierung müßten an christlich-sozialen Grundfäden Maß und Begrenzung finden. Die baldige Verabschiedung des Arbeitslosenversicherungsgesetzes und des Arbeiterschutzes wurde gefordert, sowie der Ausbau der Arbeitsaufsicht und besonderer Schutz der jugendlichen Erwerbstätigen. Das

„Sich-selbst-Wiederfinden“ der Frau sei Ziel der katholischen Frauenbewegung. Aber um dieses Ziel zu erreichen müssen unseres Erachtens Vorbedingungen erfüllt sein, die von der Sozialdemokratie seit langem angestrebt werden, wobei sie jedoch leider durchaus nicht immer die Mitwirkung der dem Katholischen Frauenbund nahe stehenden Zentrumsparterie finden. Wie oft haben wir nicht erfahren, daß schließlich die Interessen der Arbeitenden doch hinter denen der kapitalistischen Unternehmer zurückstehen mußten, so erst vor kurzem bei der Arbeitszeitfrage.

Uns liegt nur der Bericht der „Christlichen Frau“ über die Essener Generalversammlung vor. Danach scheint der Hauption auf der Behandlung der gehobeneren Frauenberufe gelegen zu haben. Wir vermischen unter anderem ein Eingehen auf die Arbeitsbedingungen der Landarbeiterinnen, der Hausangestellten, der Heimarbeiterinnen, und es hätte uns sehr interessiert, auch hier die konkreten Forderungen des Katholischen Frauenbundes kennenzulernen. Selbstverständlich kam der religiöse Gedanke in allen Referaten stark zum Ausdruck. Immerhin muß als Fortschritt anerkannt werden, daß man nicht mehr demütig die Schlichterstellung der Frauen als das Gottgegebene hinnimmt und sie auf das Jenseits vertritt.

Ebenso wie die übrige bürgerliche Frauenbewegung glaubt der Katholische Frauenbund, gleichzeitig die Interessen der Arbeitnehmerinnen und die der Arbeitgeberinnen vertreten zu können. Den Gegensatz zwischen beiden sieht er nicht, oder er will ihn nicht sehen. Der Ausgleich der einander entgegenstehenden Forderungen der Arbeiterinnen — worunter wir selbstverständlich alle gegen Lohn und Gehalt arbeitenden Frauen verstehen — und der Arbeitgeberinnen in der heutigen Wirtschaft wird aber dem Katholischen Frauenbund ebensowenig gelingen, wie dem Zentrum die Überbrückung der Klassengegensätze. Eine Schicht wird dabei immer benachteiligt, und es ist nicht schwer zu erraten, wer der schwächere, unterliegende Teil sein wird. Tony Breitscheid.

Die Frau in China.

Die ganze Welt verfolgt mit gespanntester Aufmerksamkeit die politischen Vorgänge in China. Weit geringer ist das Interesse für die unwürdige Stellung, die die Frau im „Reich der Mitte“ einnimmt. Und gerade in der Frauenfrage steht die chinesische Revolution vor einem außerordentlich schwierigen Problem, weil jahrtausendalte Tradition der Befreiung der Frau im Wege steht. Wohl hat die Kuomintang (Volkspartei) das Frauensimmrecht, wie überhaupt gleiche Bürgerrechte für die Frauen auf ihr Programm gesetzt, und es zeigen sich auch kleine Ansätze zur Besserung. Aber an der Gesamtlage der Masse der chinesischen Frauen hat sich nicht viel geändert.

Es ist auch heute noch in China mit der Denkweise über die Frauen so, wie der Chinese Tcheng-li-Tong berichtet: „Bei uns wird das Männliche durch die Sonne, das Weibliche durch den Mond dargestellt. Die eine leuchtet, der andere wird erleuchtet. Die eine strahlt in blendender Klarheit, der andere verdankt ihr seinen bleichen Widerschein.“ Noch deutlicher bringt ein chinesisches Sprichwort die Unterdrückung der Frau zum Ausdruck: „Die Männer sind der Himmel der Frauen, die Frauen aber die Sklaven ihrer Männer.“ Kein Wunder, daß sich die chinesischen Mädchen nicht immer nach der Ehe sehnen. Aber der Buddhismus weiß die Frauen zu trösten. Er hat die Lehre aufgestellt, daß die Frau nach dem Tode als Mann wiedergeboren wird, wenn sie dem Willen ihres Mannes stets gehoramt gewesen ist.

Die Ehe ist in China keine persönliche Angelegenheit der beiden Menschen, die einander angehören wollen. Sie dient in erster Linie der Erhaltung und Fortpflanzung der Familie und vor allem der Erzeugung eines Sohnes, weil nur ein männlicher Nachkomme die Familie erhalten, repräsentieren und — worauf es besonders ankommt — die Ahnenopfer darbringen kann. Deshalb auch der stete Wunsch des Chinesen, mindestens einen Sohn zu haben. Töchter sind weniger erwünscht. Englische Missionare haben das Märchen verbreitet, daß oft Mädchen kurz nach der Geburt ausgelegt oder gar getötet würden. Solche Fälle mögen in Gegendorten vorkommen, sind aber nicht häufiger als bei uns in Europa. Im Gegenteil, die Liebe der Chinesen zu ihren Kindern ist eine ihrer Tugenden und die kindliche Pietät die eigentliche Grundtugend der chinesischen Ethik.

Vor der Ehe sind Jünglinge und Mädchen streng voneinander geschieden. Es gibt kaum etwas, was den Chinesen an der europäischen Kultur so anstößig erscheint, wie das freie Verhältnis der Geschlechter zueinander. Dr. Eduard Erkes teilt mit, daß ihm gegenüber ein chinesischer Freund, der jahrelang in Deutschland gelebt und scharf beobachtet hat, über unsere gesellschaftlichen Zustände in seinem gebrochenen Deutsch dies Urteil gefällt habe: „Die deutsche Dame all' sehr schlecht — aber nur, weil die Herr' das so gern hab'.“ Das ist nicht etwa die Auffassung eines besonders prüden Chinesen, sondern diese Betrachtungsweise entspricht den Vorstellungen der Chinesen von Schicklichkeit und Sittlichkeit, die zur Herausbildung einer überaus strengen Geschlechtmoral geführt haben.

Die Eheschließung geschieht im Interesse der Familie, die möglichst zahlreich und einflußreich werden soll, und ist deshalb auch eine Familienangelegenheit. Die Eltern des Bräutigams wählen durch Inanspruchnahme eines Heiratsvermittlers eine Braut aus. Die Mädchen werden meist schon mit 14 Jahren, die jungen Männer mit 16 und 17 Jahren verheiratet. Alle Ehevereinbarungen werden

von den beiderseitigen Eltern getroffen. Das Mädchen, das vor der Ehe steht, wird nicht gefragt, den Bräutigam sieht es meist erst nach geschlossener Ehe. Später darf die junge Frau weder mit ihrem Gatten noch mit ihrem Sohne essen. Sie muß belde bedienen und ihre Mahlzeiten in irgendeiner Ecke einnehmen. Schon am Hochzeitstag muß die Braut eine entwürdigende Zeremonie über sich ergehen lassen. Sie wird im Zimmer hinter einem Tisch mit brennenden Kerzen aufgestellt und muß sich von jedermann bewundern lassen.

Recht merkwürdig muten uns die Gebräuche der Brautnacht an. Ferdinand v. Keichenstein berichtet darüber in seinem Buche „Liebe und Ehe in Ostasien“ u. a. folgendes: Die Braut wird ins Brautgemach geführt und ausgekleidet bis auf Strümpfe, Beinkleid und Lendengurt, in dessen Tasche sie ein weißes Tuch hat. Sie bestiegt nun das Ehebett, und der Bräutigam wird gerufen. Dieser muß sich zunächst pflichtschuldigst weigern, kommt aber doch, nachdem ihm sein Onkel mütterlicherseits die ehelichen Verpflichtungen entwickelt hat. Der Bräutigam nimmt der Braut nun die Blumen aus dem Haar, darf ihr aber Beinkleid und Strümpfe nicht abziehen. Die Blumen gelten als Symbol der Jungfräulichkeit, die die Braut jetzt ablegt, nachdem der Bräutigam das weiße Tuch aus ihrer Gürteltasche gezogen und unter die Braut ausgebreitet hat. Dies Tuch muß an andern Morgen Blutspuren (Glückbringendes Rot) zeigen. Fehlen diese Blutspuren und kann die Mutter der jungen Frau keine Gründe dafür beibringen, so hat der Mann das Recht, die Frau zurückzuschicken oder eine zweite Hauptfrau zu nehmen. Hat das Tuch aber Blutspuren, so wird es noch in der Nacht von den Eltern der jungen Frau durch Boten abgeholt und dem Familienarchiv einverleibt.

Die Vielweiberei ist in China gang und gäbe. Ist die Hauptfrau kinderlos oder auch ohne männliche Nachkommen, dann nimmt sich der Mann eine oder mehrere Nebenfrauen. Die Hauptfrau führt aber die Vorkherrschaft und die Kinder der Nebenfrauen gelten als die der Hauptfrau. Die Frauen haben sehr viele Pflichten aber fast keine Rechte. Bezeichnend sind in dieser Hinsicht die sieben Gründe, die dem Manne das Recht zur Ehescheidung geben: Das Fehlen eines männlichen Nachkommen, Ehebruch seitens der Frau (dem Manne wird er nachgesehen), mangelhafte Bedienung der Schwiegereltern, Raufschucht, Diebstahl im eigenen Hause, Eifersucht, ansteckende Krankheit. Zwar kann sich die Frau unter besonderen Umständen auch scheiden lassen, aber das ist sehr schwierig, ja fast unmöglich, und nur unter Beistand des Vaters oder eines anderen Verwandten zu bewerkstelligen. Wehrlos ist die Frau gegen Mißhandlungen durch ihren Gatten. Er kann sie schlagen, sogar blutig schlagen, ohne daß er dafür zur Rechenschaft gezogen werden kann.

Eine besondere Stellung nimmt in der chinesischen Familie die Schwiegermutter (Mutter des Mannes) ein. Ihr hat die Schwiegertochter in jedem Falle zu gehorchen und oft genug mißbraucht die Schwiegermutter ihr Recht so tyrannisch, daß die junge Frau die Hölle im Hause hat.

Bei weitem nicht mehr so verbreitet wie früher ist die alte Unsitte, die Füße zu verkrüppeln. Es geht die Sage, daß eine Kaiserin einen verkrüppelten Fuß gehabt habe, weshalb sich die Hofdamen ebenfalls ihre Füße verkrüppeln ließen. Seitdem gelte der Krüppelfuß als schön. Viel richtiger scheint eine andere Erklärung, die besagt, daß durch den Krüppelfuß der Frau symbolisch das Bestreben zum Ausdruck komme, die Frau zu einem selbstständigen, der Bewegungsfreiheit beraubten Geschöpf des Mannes zu machen. Die Verkrüppelung wird durch stetigen Druck und Zug einer straffen, aber nicht direkt schmürnden Binde im Verlaufe eines Jahrzehnts erzeugt. Im Alter von 4—8 Jahren wird damit begonnen, oft auch noch früher. Je kleiner durch dieses Einschümen ein Fuß wird, um so schöner erachtet ihn der Chinese. Ein kleiner Fuß kann in vornehmen Familien eine große Mitgift aufwiegen. Das Entblößen eines Frauenfußes gilt als unschicklich, ja geradezu als unsittlich. Unzählige Dichter haben die „goldenen Lilien“, wie die verkrüppelten Füße genannt werden, besungen. Bei arbeitenden Frauen findet man sie nur sehr selten, weil sie das Gehen sehr erschweren. Aus rein wirtschaftlicher Notwendigkeit wurde hier also das Symbol der Frauenknechtschaft beseitigt.

In Südhina macht sich bereits eine Frauenbewegung bemerkbar, die sich gegen die Knechtung und Rechtslosigkeit der Frau wendet und die völlige Gleichstellung fordert. Auch wenn die chinesische Revolution endgültig gesiegt haben wird, hat die chinesische Frau noch harte Kämpfe gegen jahrtausendalte Vorurteile für ihr gleiches Recht in der Gesellschaft zu führen. Felix Fechenbach.

Warum heiraten die Männer?

Der eine freit um Dukaten,
Der andere nur um das Gesicht; —
Der Dritte, weil es andere taten,
Der Vierte, weil's die Mutter spricht;
Der Fünfte tut's, um sich zu sehen,
Der Sechste denkt: Es muß so sein;
Der Siebente tut's um's Ergötzen,
Der Achte, weil die Schanden schrei'n;
Der Neunte tut's nur um die Ahnen,
Der Zehnte, sich sein Glück zu bahnen;
Den Elften, Zwölften fragt: Warum?
Sie wissen's nicht; Fe sind zu dumm!

Märchenerlebnis.

Das kleine Kind ist dem Märchen so zugänglich, weil dieses der Form und dem Inhalt seines eigenen Erlebens nahekommt, seine seelischen Kräfte auslöst und weil es, der Lebensgesetzlichkeit gemäß, diese Aktivierung als Lust empfindet.

Vertrieben aus dem Paradiese des Unwissens, den Dualismus, die Gespaltenheit im Bewußtsein, sehnt das Kind sich zurück nach den glücklichen Gesilden seiner Phantasiewelt.

Darum greift es so gierig nach den dargebotenen Märchen, verlangt danach. Dorum wird es so sehr ergriffen, daß es die Wirklichkeit vergißt und ganz in ihnen aufgeht. Es lebt sich ganz ein und lebt sich aus. Nun, da das Märchen nicht mehr selbstverständlich eingereicht ist in den Verlauf seines Erlebens, wird es dem Kinde erst recht zum Schauplatz des Auslebens seines Unbewußten, Verdrängten, zum Schauplatz seiner Wunsch Erfüllung.

Wieder, wie in den eigenen Märchenphantasien, erlebt das Kind Wunderbares, Ungeheuerliches, Ueberwältigendes. Erlebt es in der Identifizierung mit den Personen des Märchens. Es sind die Möglichkeiten und Tatsächlichkeiten seiner eigenen Seele, auf die es reagiert, personifiziert in den Märchengestalten.

Im König lebt es Herrschgelüste aus, die sonst nicht aufkommen können. Im Helden vollbringt es Taten, die tatsächlich seine eigene Kraft ihm verleiht, erlebt Triumph und Ehre, die es sonst anderen zollen muß. Im Räuber und Werwolf ergeht es sich in unerlaubten Grausamkeiten, mit dem Rächer löst es Rachegefühle aus, die es für gewöhnlich unterdrücken muß. Mit Prinz und Zauberer raubt es die Prinzessin und besitzt, was Wirklichkeit ihm verwehrt.

Es selbst ist der neidische Kobold, ist Eulenspiegel, der den großen Menschen, den Neunmatweisen, den gestrengen Herren mutwillig Schabernack spielt, sich listig der Verantwortung zu entziehen weiß, sich heimlich ins Häuschen lacht und der Gefoppten spottet.

Wunsch Erfüllung wird restlos im Märchen erlebt, Lohn ohne Mühe. Gleichendes Gold samt allen Herrlichkeiten eignet man sich an. Man verfügt unbegrenzt, verschwendet, verschleudert. Man gewährt und verleiht, straft und begnadigt, verföhrt in allem nach Willkür und freiem Verlangen. Luftvoll begehrt das Kind, sich selbst entspannend, die Schuld mit dem Schuldigen, und befreit sich vom Schuldgefühl, die Sühne mit dem Leidenden teilend.

Alle Maße sind im Märchen gesteigert und übersteigert, gewähren im Erleben dem Geltungsbedürfnis des Kindes Genug-tuung und Triumph.

Doch es gibt Märchen, die voll Kummer und Tränen, solche, die voll Schauer und Grauen sind. Wie können diese dem Kinde begehrt sein? Und doch können sie es sein. „Das Märchen ist so traurig“, sagt das Kind, „ich kann es gar nicht lesen.“ „So lies es nicht, lies ein anderes.“ — „Doch, ich will es lesen.“ — „Das Märchen ist so gruselig“, sagt das Kind, „ich fürchte mich nachts.“ — „So lies es nicht, es gibt schönere in deinem Märchenbuch.“ — „Ich liebe aber die gruseligen Märchen. Ah! Das ist graulich schön.“ — So sehr liebt das Kind hinabzusteigen in die Abgründe seiner eigenen grauenhaften Erlebnismöglichkeit, um seine eigenen Untiefen zu erfüllen, auszukosten.

Was ist es eigentlich, was dem Kinde einen Lustgewinn an diesem Unlusterlebnis gewährt, daß es immer wieder magisch angezogen wird, wie von bösem Zauber?

Ist der Urgrund nicht zu suchen im Wesen selbst des Geistigen, das nach Dasein drängt durch Erlebnis? Erleben, nur erleben. Erleben um jeden Preis, selbst um den Preis von Schmerz und Leid, selbst um den Preis dessen, was die Menschen als böse verurteilen, verwerfen und verabscheuen. Ist für den lebendigen Menschen doch nichts schwerer zu ertragen, als Erlebnislosigkeit seines eigenen Innern. Sie wird empfunden als namenlose Debe und Beere. Wenn die inneren Kräfte nichts finden, woran sie sich erleben könnten, so ist Unzufriedenheit, Unruhe in der Seele.

So mancher, der auf Abwegen geht, der dem Bösen sich ergeben zu haben scheint, meint gar nicht das, was er tut, meint nicht dieses Böse, Abwege. Erleben meint er, sein mit allen Fiebern, werden mit allen Wesenheiten. Nur weil ihm harmonischeres Ausleben versagt war, von Natur, Schicksal oder Mensch, sucht er auf Um- und Abwegen zu sich selbst zu gelangen, zur Ganzheit seines Menschenlebens. Manche unerlaubte, verurteilte, verworfene Tat ist nur ein Symptom für stürmisch drängende Kräfte, die keinen anderen Ausweg fanden. Suchen, irren, straucheln, gehört mit zu Menschenwegen. Nur Gewohnheit ist die Schlange, die den Baum der Erkenntnis umlauert, den Erkenntnis hungrigen, Erlebnis-dürftenden in ihre glatte Umarmung verstrickt, den freien Atem raubt, dem bestimmenden Willen den Erstickenstod bereitet. Im Märchenerlebnis reagiert also das Kind gestaute oder ungeliebte Triebe, Regungen und Empfindungen und Gefühle ab. Es löst sich von Spannungen in rein seelischem Erleben. Doch bei besonderer Sensibilität der Naturanlage können aus solchem Einleben in die Märcheninhalte statt wohltätiger Wirkungen Schäden entstehen. Namentlich aus der zu häufigen Wiederholung. Es wird eine Energiekonzentration in der Richtung der Einübung der der Natur-anlage besonders entgegenkommenden Ergebnisse. Negative Erlebniswerte, die doch die Erziehung in der Wirklichkeit auszuschalten sich bemüht, erhalten im Märchen, besonders betont, fördernde Nah-rung. Da Anlagen, die geißt werden, zu vorherrschenden und be-stimmenden Charaktereigenschaften werden, so folgt pädagogisch

daraus die Notwendigkeit einer Auswahl der dem Kinde dargebo-tenen Erzählung und Lektüre, einen Ausschluß solcher, die ungesund-derweise negative Anlagen und Neigungen zu erregen und zu nähren geeignet sind*).

Bei überstarker Empfindsamkeit können die Märchengestalten den Sinn für die tatsächliche Wirklichkeit trüben, zu lebensunwahrer Verträumtheit führen, die richtige Einstellung zum Leben beinträchtigen oder gar verdrängen. Das Leben eines solchen Kindes würde in lauter Unwirklichkeiten verlaufen, es müßte der alltäg-lichen Welt passiv gegenüberstehen.

Eine weitere Stufe überstarker Suggestibilität äußert sich dar-in, daß die Wirkung des Märchens sich so sehr verdichtet, daß das Märchenerlebnis zu Tathandlungen führt, zu denen in der Wirklich-keit die notwendigen Voraussetzungen fehlen. Sie zeitigt Folgen, die den jungen Phantasten und seine Umgebung in arges Miß-geschick stürzen können. Für so veranlagte Kinder sind Erzählungen aus der Welt der Wirklichkeiten sicher gesunder und fördernder. Zu den unbedingt auszuschaltenden Märchen sind alle jene zu rechnen, die Angst auslösen (Gruselmärchen), die Grausamkeit erregen, solche, die Heuchelei mit dem Mantel der Scheinwahrheit verdecken. Auch solche sind zu verwerfen, die Herrschsucht, Habgier, Parasitismus mit dem falschen Glanze der Besonderheit, mit der Lüge der Auser-wähltheit umgeben.

Unsere Zeit, die erst kürzlich sich vom Königtum befreit, sollte nicht die Könige und Königinnen, die Prinzen und Prinzessinnen der Märchen so reichlich in den Erlebniskreis der Kinder rücken. Erst spielt man mit den Vorstellungen, dann gewinnt man sie lieb, und dann bekommt man Lust, sie ins Leben zu übersehen, weil der Glanz blendet.

So auch ist es mit militärischer Pracht. Die Verherrlichung soldatischen Glanzes, soldatischen Ehrgeizes, Ruhmes und Macht-willens, soldatischer Heldentaten im Märchen, ihre Pflege im Spiele senkt das Verlangen danach in die Seele der Kinder, übt und mehrt in ihnen das Erbgut wilder, gewalthaberischer, raub- und mord-gieriger Instinkte. Das Soldatenlied weckt die Sehnsucht nach dem realen Erlebnis. Helm, Säbel und Gewehr, sie wecken als Instru-ment das Verlangen nach Ausübung der Funktion. Spielzeug-soldaten befruchtigen soldatisches Ideal.

Man sage nicht: es ist ja nur Spiel. Spiel ist Übung der Fähigkeiten, Einübung der Gefühls-, Gedanken- und Vorstellungs-richtung, Einübung der Körperfunktionen: der künftige Kriegsver-sechter gestaltet sich früh und allmählich.

Die Macht und den Glanz der Könige teilte und überbot die Kirche. Ihrem Geiste und ihren Zwecken fügten sie eigene Sym-bole. Auch sie haben sich im Bewußtsein eines großen Teiles der Menschen überlebt. Ihre Ideale haben, verflacht und verfälscht im Laufe der Jahrhunderte, nicht standgehalten der Wahrheit neuen Geisteswehens und neuer Sittlichkeit. Auch ihre Symbole haben sich überlebt.

Neues Idealstreben ringt nach Ausdruck.

Neue Dichter müssen neue Symbole schaffen für neuer Zeiten Sehnsucht.

S. Rosenthal.

Englisch-amerikanischer Humor.

Eine Radikalkur. Frau Krächzer stellte das Grammophon auf den Esstisch und sagte zu ihrem Gatten: „Ich habe hier eine neue Platte, rate mal, was es ist.“ Dann kamen eigentümliche, unheimliche Töne aus dem Apparat. Herr Krächzer legte die Stirn nachdenkend in Falten und meinte: „Vielleicht eine Säge, die durch Astknoten schneidet!“ „Rein!“ „Vielleicht eine Eule, die mit ihren Krallen in eine Falle geraten ist.“ Frau Krächzer schüttelte den Kopf. „Ich gebe es auf“, sagte Herr Krächzer. „Nicht wahr“, meinte Frau Krächzer, „die Geräusche sind fürchterlich!“ „Ja, was ist es denn?“ „Es ist eine Platte, die ich in unserem Schlafzimmer ausgenommen habe! Nun hörst du, wie fürchterlich du schnarchst!“

Er möchte nicht genannt werden. „Ich möchte Sie bitten, einen kleinen Beitrag zu zeichnen“, sagte ein Mitglied einer Wohltätigkeits-gesellschaft, indem er dem Chef eine Sammelliste überreichte. — „Mit großem Vergnügen“, sagte der Chef und überreichte dem Mit-steller einen Scheck. „Verzeihung, mein Herr, Sie haben Ihre Unterschrift vergessen.“ „Das weiß ich, aber ich möchte nicht, daß mein Name genannt wird.“

Die Hoffnung auf Mitgift. Mr. Brown war mit zwei gesunden Beinen ausgegangen, mit einem lehrte er zurück; das andere hatte ihm der Autobus abgefahren. Die Gesellschaft bezahlte ihm 1000 Pfund Schadenersatz. Mr. Brown hatte zwei Töchter. Als er sich eines Tages sagte, daß er wenigstens die ältere werde verheiraten müssen, gab er ihr die 1000 Pfund als Mitgift; am nächsten Tag schon fand sich ein Freier. Es gab eine fröhliche Hochzeit, und wäh-rend des Mahles rief die kleine, zehnjährige Tochter über den Tisch ihrem Papa zu: „Nicht wahr, Papa, wenn ich soweit bin, läßt du die das andere Bein abfahren?“

Der Dorfbürgermeister hat seinem Dienstmäddchen, das einen anderen Posten antritt, ein Zeugnis auszustellen. Auf dem gedruckten Formular steht am unteren Rand: „Dient nicht als Legitimation.“ Gewissenhaft schreibt der Bürgermeister dazu: „Sondern als Vieh-magd.“

* Siehe meine Abhandlung „Kindergarten und Erziehung“, Seite 8, Bundeschriften der Entschiedenen Schulreformer.